

DAS MENSCHENBILD DER EXISTENZPHILOSOPHIE UND DER CHRISTLICHE GLAUBE

Von Heinrich J. Rechtmann

Die moderne Existenzphilosophie — weithin die Form des zeitgenössischen Philosophierens überhaupt — ist mehr als eine bloß akademische Angelegenheit. Sie ist geistiges Leben, eine Aktion geistiger Selbstgestaltung. Am offenkundigsten ist das bei Jaspers. Durch alles Theoretisieren über den unterscheidenden Sinn seiner Philosophie bricht jenes existentielle Philosophieren hindurch als ein Akt des Lebens selbst, das zu sich selbst zu kommen sucht. Im Kern ist die Jasperssche Philosophie nicht mehr ein Philosophieren über Existenz, über den Menschen, sondern Philosophieren aus der Existenz und für die Existenz, philosophische Selbstbewegung der Existenz. Die Wahrheit solchen Philosophierens liegt niemals im Inhalt als solchem, sondern in dem, was durch das Denken in mir geschieht. „Statt einer Forderung universalen und grenzenlosen Denkens, das als solches ins Leere und Endlose führt, gilt die Forderung, sich aus der Wirklichkeit, dem Sein selbst, denkend voranzutreiben in das Sein zurück.“ So wird Denken „erfüllend und beflügelnd für Existenz“.

Ähnliches gilt, wenn auch mit Einschränkungen, von der Heideggerschen Ontologie. Bei ihm ist freilich das existentielle Philosophieren noch in das theoretische Gewand einer philosophischen Ontologie gehüllt, die danach fragt, was eigentlich „Sein“ ist. Aber innerhalb der ontologischen Arbeit brechen ethische Tendenzen auf, die den Menschen anrufen, ihn erwecken, zu sich selbst kommen lassen wollen. Vollends die leidenschaftliche, persönliche Auseinandersetzung mit Heidegger und seinem Bild des Menschen zeigt an, daß es um mehr geht als um einen geistreichen akademischen Versuch einer Ontologie und Metaphysik.

Will man die Lebensmacht dieses Denkens richtig abschätzen, so handelt es sich gar nicht um die Gedankenführung dieser Philosophie im einzelnen und an sich selbst. Es handelt sich um die Haltung, die sie erfüllt und verkündet, um das Bild des Menschen, zu dem sie aufruft. Das existenzphilosophische Bild des Menschen ist weitgehend loslösbar und hat sich losgelöst von den eigentümlichen Gedankenbewegungen der Existenzphilosophen. Ja es mag sein, daß es bereits so sehr in die geistige Welt hineingetreten ist, daß man den Ursprung dieses Menschenbildes nicht mehr kennt und nicht mehr wahrhaben möchte (soweit vom

Ursprung dieses Menschenbildes in der modernen Existenzphilosophie überhaupt die Rede sein kann!). Hier und da mag dieses losgelöste Menschenbild geradezu wie ein Mißverständnis der ursprünglichen Absichten erscheinen. Freilich als bloß „vulgäres Zeitverständnis“ und Mißverständnis stellen nur diejenigen es hin, die von den bloß im Keim angelegten Folgerungen dieser Philosophie nichts wissen oder — wie die Existenzphilosophen selbst — nichts wissen wollen.

1. Was ist in seinem Wesen der Mensch? Das Wesen des Menschen ist für die Existenzphilosophie nicht Leben, nicht Natur. Es ist auch nicht Geist und göttlichen Ursprungs. Das Wesen des Menschen ist Existenz. Existenz aber ist keine Realität, sondern ein in sich spielendes Verhältnis. Sie ist nicht, sie macht sich selbst, sie wird, je nun im Augenblick und für den Augenblick. Existenz ist Schweben, ein Verhältnis, das sich in sich selbst und zu sich selbst verhält: Sein als Möglichkeit und Möglichkeit als Sein. So ist der Mensch als Existierender eigentlich das Werk seiner eigenen Hände. Die Existenz des Menschen, das Eigentlich-Mensch-sein, bleibt der ewig drohenden Vernichtung ausgeliefert, in sich selbst gefährdet, zwischen dem Nichts des Woher und dem Nichts des Wohin, eine offene Frage, eine Frage ohne Antwort. Zwar weiß das alltägliche Bewußtsein nicht um die Bodenlosigkeit der Existenz, indem es im geschäftigen Umgang mit den Dingen und Menschen der Welt über den Abgrund sich hinwegtäuscht.

Existenz ist schwebende Eigenständigkeit und grundlose Selbstbewegung, von keiner Basis der Natur getragen und von keinem Halt aus der Übernatur emporgehoben, nirgendwoher bewegt und nirgendwohin gezogen, wenn nicht aus sich selbst und zu sich selbst. Existenz hat auch keinen Halt an einem ursprünglichen Du, mit dem sie Last und Sorge teilen und ihre Aufgabe sich erleichtern könnte, an dem sie in den Stunden ihres Abstürzens sich aufrichten könnte. Das Du kommt nur in der verschwommenen Alltätlichkeit des Man zur Begegnung, das Du ist keine wesentliche Dimension des Menschendaseins. Bei Jaspers schöpft zwar Existenz aus der Kommunikation mit dem Du, und zwar mit dem ganz persönlichen, unauswechselbaren Du der persönlichen Freundschaft, entscheidende Energien

ihres Selbstseins. Aber auch dieses Du ist für sie kein Halt. Denn es bietet nur die Gemeinschaft zweier Gefährdeter, Strauchelnder, Versinkender. — Existenz hat auch keinen Halt an dem, was wir die Welt nennen. Ursprünglich ist Welt nur da als Zuhandenes, als Zeuganzes, und damit nur wie ein Dunstkreis um das Dasein, auf Existenz verwiesen und mit ihr in die Nichtigkeit der Existenz hineingehalten. Ein Ansich-selbst-sein der Welt geht dem Bewußtsein nur auf, wo jener hantierende Umgang mit dem Zeug einmal abbricht, wo etwas versagt, ausbleibt. Existenz also ist in sich brüchig und trifft nur im Brüchigwerden auf Sein.

Gekennzeichnet also ist Existenz durch die Schweben in reiner Möglichkeit, aus der sie sich zu sich selbst verwirklicht. In diese ewige Möglichkeit ihrer selbst hineingehalten, kommt es zu jenen Abstürzen des Daseins innerhalb seiner selbst, zu jenem Verfallen an das uneigentliche Sein der Alltäglichkeit und des Man, von dem schon die Rede war. In diesem Abstürzen bleibt aber das Dasein, was es ist, echtes und wesentliches Dasein. Und unter dem Anruf des Gewissens kommt es dann zu jenen existentiellen Aufschwüngen, Aufschwüngen der Existenz in sich selbst zum eigentlichen Sein. Aber auch in diesem Aufschwung der „Entschlossenheit“ wird das Dasein nicht mehr, wird nichts Höheres, als was es auch in den Abstürzen war: ewige Schweben, ewig bedrohte und aufgegebene Möglichkeit seiner selbst. So ist Dasein, und es weiß immer schon, daß es so ist. Denn wo immer es ist, da ist es niemals ohne Wissen von sich selbst, ohne Selbstverständnis; Dasein ist wesentlich für sich selbst „in der Erschlossenheit“. Die Aufgegebenheit der Existenz ist wesentlich wissende Aufgegebenheit, ist „Sorge“, Besorgung der Dinge und Fürsorge der Menschen.

So ist das Dasein eine Last. Und was diese Last noch lastender macht, ist das Wissen um das Letzte und einzig Wißbare: das Ende, das Scheitern, den Tod. Existenz ist wesentlich auf den Tod hin, ständig im Angesicht des Todes. Und wie Existenz als ihr Letztes und Wichtigstes nur dies weiß: Scheitern, so weiß Existenzphilosophie (zumal bei Jaspers) im Anfang, daß auf alles theoretisch wissen wollende Fragen keine Antwort möglich ist. Scheitern ist, wie im Seien-den, wo alles sich wandelt, alles vergeht, so auch im Wissen das Letzte: Antinomie, Widerspruch, Paradoxie. Das einzig Bleibende und die Erfüllung der Existenz ist dies: das Scheitern auf sich nehmen, es bejahen, im Scheitern sich selbst auf-fangen und sich selbst verwirklichen, das Scheitern und den Tod gleichsam in den Innenraum des existentiellen Bewußtseins aufnehmen: eine Apotheose des Scheiterns.

Das also ist Existenz, das ist Dasein. Ein „katastrophischer Begriff des Menschen“.

2. Diese Nachtansicht der Existenz ist freilich nur die eine Seite dieser Philosophie. Die Kehrseite der Verkündigung des „katastrophischen Begriffs“ des Menschen ist: die Betonung der Weltverwiesenheit und der Tatverpflichtung dieses Menschen, der so ganz auf sich selbst gestellt ist. Der Mensch ist nur Mensch in der Welt, an seine Welt gefesselt, auf seine Welt verwiesen, zur Tat aufgerufen, zum Einsatz verpflichtet. Es ist, wenn man so will, eine voluntaristische und aktivistische Ethik, die aus jener Deutung der Existenz fließt. Es geht durch Heideggers philosophische Analysen wie eine Entthronung des Logos, eine Zurücksetzung des tatfeigen theoretischen Denkens. Das Vorhandensein der Welt für ein theoretisch konstatierendes Bewußtsein ist kein Anfang, sondern ein spätes, vermitteltes Ende. Der tätige Umgang mit den Dingen ist das erste, das Zuhandensein der Welt das Ursprüngliche. Die in der Welt begegnenden Dinge und Menschen füllen den Kreis des Daseins aus. Das In-der-Welt-sein des Daseins ist seine eigenste Möglichkeit und seine ernsteste Obliegenheit. Die Entschlossenheit des Daseins zu sich selbst, in der es sich aus der Verfallenheit aufrafft und zu seinem eigentlichen Sein bringt, ist deshalb keineswegs ein abgekapseltes Bei-sich-selbst-sein, sondern nur wieder ganz In-der-Welt-sein. War das Bisherige im Sinne Heideggers gesagt, so ist es bei Jaspers nicht anders. Zwar ist bei ihm die Persönlichkeit in ihrer Einsamkeit und mit ihren Eigenansprüchen in ein helleres Licht gerückt. Aber auch er sagt: „Die Erfüllung des Daseins ist Weltsein. Mögliche Existenz ist in der Welt als dem Felde, auf dem sie sich erscheint. Die Wirklichkeit der Welt ist nicht zu überspringen. Die Härte des Wirklichen zu erfahren ist der einzige Weg, um zu sich zu kommen. In ihr (der Welt) tätig sein ... bleibt die Bedingung des eigenen Seins. Daher ist das Ethos, in den Machtkörpern mitzuleben, ohne von ihnen aufgesogen zu werden.“ Der „Sinn des In-die-Welt-Tretens“ wird der „Gehalt des Philosophierens“ genannt.

Auf dem Hintergrund jener Nachtansicht der Existenz als schwebender Eigenständigkeit, grundloser Selbstbewegung und ständiger Sorge im Angesicht des Todes erhält diese Ethik der Entschlossenheit ihren Zug des Heroischen. Die Erfüllung und Vollendung des Lebens bleibt nicht dem glücklichen Lauf der Umstände anheimgegeben, sie wird in die persönliche Entscheidung des Willens hineingezwungen. Und dieser Wille ist entschlossen, auch und gerade weil er um sein endliches Scheitern im Grund weiß; entschlossen, dem Lauf der Dinge, noch wo er in den Abgrund führt und im Scheitern endigt, seinen Stempel auf-

zudrücken. Der Sinn des Daseins in der Welt, so lehrt Existenzphilosophie, ist in diesem Sinn Freiheit, Entschlossenheit, Entscheidung. Das Dasein steht wissend vor sich selber, all seiner Bodenlosigkeit und Brüchigkeit ansichtig, und entschließt sich zu sich selbst. In dieser Entschlossenheit überwindet es sein innerstes Gesetz, das Gesetz des Verfallens. So fängt es sich selber auf und wird seiner selber Herr. Von dieser heroischen Entschlossenheit her kommt etwas Königliches in die Nichtigkeit des Daseins.

Entschließung und Entscheidung im heroischen Sinn ist Wagnis, Wagnis des Unbekannten, des Bekannten nur, soweit es Scheitern ist. Das Dasein des in diesem Sinn heroisch wagenden Menschen hat Vollendung und Würde. Man lese diesen Hymnus des Wagens bei Jaspers: „Das Leben, in dem ich mich finde, ist die Notwendigkeit des Wagens... Wagnis ist es, das Mögliche bis zur höchsten Stufe sehen, es durch das Risiko eigener Offenheit hervorzulocken trachten... Ich muß das Mißlingen und die Täuschung als meine Schuld übernehmen, vielleicht als Krise, vielleicht als Ruin, dessen Sinn ich nicht begreife.“

Was das Dasein des Menschen in seinem Kern und seiner Würde ist, ist es allein durch ihn selbst. „Es hilft nicht zu klagen, es werde zu viel auf den Einzelnen gelegt; die Zustände müßten geändert werden. Denn erst aus der Weise des Selbstseins entspringt auch die echte Arbeit an den Zuständen. Ich verrate die eigene Möglichkeit, sobald ich aus dem Anderswerden der Zustände erst erwarte, was ich aus mir sein kann.“ Um diese Freiheit und Würde der Persönlichkeit geht es Jaspers auch, wenn er vom Adel spricht. „Es beginnt heute der letzte Feldzug gegen den Adel. Auf die Frage, ob heute noch Aristokratie möglich sei, bleibt daher nur der Appell an den Menschen, der diese Frage stellt, an ihn selbst.“

Es leuchtet ein, daß dieses Ethos der heroischen Entschlossenheit besonders junge Menschen anspricht. Freilich nicht erst die Jugend unserer Generation greift diesen Ruf zum Heldentum auf. Wir brauchen uns nur um eine Generation zurückzudenken. Damals erlebten wir in Deutschland einen Aufbruch der Jugend in der Deutschen Jugendbewegung. Da wurde auch um ein neues, ein heroisches Menschenbild gekämpft wider den bürgerlichen Verfall des Menschen, wider den Ungeist des Gewinns und der Sicherheit. Auch jene Zeit hatte ihre Propheten, zwar nicht die Philosophen, aber die Dichter. Bis in Einzelheiten hinein sieht die moderne Existenzphilosophie aus wie eine Übersetzung ins Philosophische aus dem Lebenswerk eines Dichters, der damals der Deutschen Jugendbewegung viel bedeutet hat: des Schweizer Carl Spitteler. In überwältigenden Bildern hat

er das Sein-zum-Tode beschworen, die Endlichkeit des Daseins, die Verfallenheit an das Man der Alltätigkeit, das Kämpfen, Leiden und Scheitern. Und darein das Hohelied der Persönlichkeit, die sich abgrenzt gegen den Markt des Lebens, die in der ausschließlichen Gemeinschaft zwischen Du und Du Erfüllung ihrer Existenz erlebt, nicht ohne den prometheischen Trotz, die luziferische Eigenmacht und — um der Geburt des neuen Menschen willen — das „Gott ist tot“.

3. Mehr und mehr werden in diesem Bild des heroischen Menschen, der auf sich selbst gestellt sich selbst verwirklicht, die Bedenklichkeiten deutlich. Sie verlangen herausgestellt zu werden. Diese Philosophie des Menschen kreist um den Begriff des Selbst und des Selbstseins. Aber was das Selbst eigentlich sei, wird nirgendwo beantwortet. Das Dasein, das sich selber in seinem Absturz auffangen, in seinem Aufschwung sich aufrichten soll, um ganz zu sein, was es im Innersten sein kann, dieses Dasein steht unter keinem Gesetz, das mehr ist als es selbst, steht unter keiner Norm, unter keinem Wertreich, aus dem es eine Erhebung und Erfüllung seiner „selbst“ erwarten könnte. Als ethischer Grundsatz ist dieses „Werde, der du bist“ eine Verstrickung, eine Verkrampfung des endlichen Daseins, das sich selber zur Last ist, in sich selbst. Radikaler Abbau aller objektiven Forderungen, Ordnungen, eine Entnormung sondergleichen! Und bei all dieser Verkrampfung und In-sich-selbst-Verstrickung des Daseins doch wieder eine Überhebung, eine Absolutsetzung, eine Vergötzung des Menschen sondergleichen!

Wir gestanden zwar der existenzphilosophischen Ethik zu, daß sie sehr wohl Raum habe für die Welt, für die je eigene Welt mit ihrem Besorgen und Fürsorgen. Aber es hat den Anschein, als ob das Bei-der-Welt-sein des Menschen, das wesentlich zu seinem Sein gehört, doch mehr ein Bei-dem-Menschen-sein der Welt bedeutet. So daß die Existenz zwar nicht ohne die Welt mit sich allein wäre, aber doch in einem höheren Sinn mit ihrer Welt durchaus für sich allein. Eben das ist Heidegger auch von verschiedenen Seiten vorgeworfen worden. Von theologischer Seite hat man ihm gesagt, bei aller scheinbaren Leidenschaft des tätigen In-der-Welt-seins endige die zu sich selbst gekommene Existenz doch in einer theoretisch-ästhetischen Haltung, „als das sich ethisch genießende Ich, das in der Leidenschaft der Existenz sich selbst als kosmischen Ursprung und Sinn einer Welt erfäßt. Heideggers Ontologie verfehlt das einzig ernst zu nehmende ethische Problem, das Problem des andern.“¹ Noch entschiedener macht Grisebach

¹ Gerhard Kuhlmann, Zum theol. Problem der Exi-

Heidegger diesen Vorwurf: „Nur scheinbar ist hier die Arroganz des Fichteschen Ich ... überwunden. ... Die Askese des sich zu sich selbst bekennenden, seine ‚Geworfenheit‘ als ‚Schicksal‘ auf sich nehmenden Menschen ist nicht weniger grenzenlose Egoität als die Absolutheit des Fichteschen Ich. ... (Heideggers) Dasein ist ... ein ursprüngliches, der Mensch wird in seiner Eigentlichkeit zum kosmischen Ereignis.“²

Wir kommen damit zu einem weiteren Gesichtspunkt. Die Geschichte dieses heroischen Menschenbildes ist fast immer auch eine Geschichte des Sterbens Gottes gewesen. Das „Gott ist tot“ Nietzsches und Spittlers steht auch in der zeitgenössischen Existenzphilosophie meist im Hintergrund des Denkens. Der grundsätzliche Atheismus dieser Ontologie und Ethik färbt auf alles ab, was über Sein und Sollen des Menschen gesagt wird. Dieser Atheismus ist kein zufälliger, so daß man etwa für den Gottesgedanken einfach einen Platz übersehen hätte. Vielmehr schöpft diese Philosophie das Pathos ihres ethischen Idealismus gerade aus dem Grundsatz der Gottlosigkeit, schöpft die Kraft zur Entschlossenheit des Daseins aus der bejahten Endlichkeit des Daseins. Das eigentümlich Heroische dieser Philosophie würde verloren gehen, wenn man die Endlichkeit und Geworfenheit des Daseins aufgeben wollte, wenn man die Endlichkeit in eine neue Dimension der Ewigkeit und die Geworfenheit in die Geschöpflichkeit hineinstellen, wenn man das in sich selbst verfangene, mit sich selbst so unselig-selige Dasein erlösen wollte zu Gott, durch Gott.

Nietzsches Formel „Gott ist tot“ ist noch in einem besondern Sinn zutreffend für den grundsätzlichen Atheismus der Existenzphilosophie. Gott ist tot; nicht: es gibt keinen Gott. Gott hat für diese Philosophie in eigentümlicher Weise gelebt; sie trägt die Spuren aufgegebenen Gottesglaubens auf Schritt und Tritt an sich. Das Denken ist auf geheimnisvolle Weise so eigentümlich theologisch, daß man Heideggers Ontologie mit Recht eine Theologie mit umgekehrten Vorzeichen genannt hat.

Auch bei Jaspers finden sich die Formeln und Bewegungen des Denkens, die wie aus der Welt der Theologie herübergenommen klingen, — ein säkularisiertes theologisches Denken. An welcher Stelle bei Kierkegaard oder in welchem der christlichen deutschen Mystiker hat man dem Ähnliches schon gelesen: wenn es bei Jaspers heißt, nur im Scheitern sei Verewigung, nur im Sich-entgleiten

könne sich das Dasein gewinnen, nur auf dem Umweg über die Welt komme es zu sich selbst, nur über den Trotz hinweg sei Hingabe echt, „wenn das Endliche Gefäß des Eigentlichen sein soll, muß es fragmentarisch werden“, nur über die Angst führe der Weg zur Ruhe, nur im Transzendieren finde das Dasein zu sich selbst usw. Dieselbe Dialektik, das Umschlagen vom Nein ins Ja, das bei Kierkegaard und im mystischen Denken über zwei Dimensionen sich erstreckt, in zwei Geschossen der Bühne des Seins sich abspielt: Welt und Überwelt, Mensch und Gott. Hier aber in der Existenzphilosophie ist das Obergeschoß gleichsam abgebaut, die zweite Dimension des Daseins in die erste und einzige hineingenommen: „Gott ist tot.“

Der Idee des Menschen, wie sie von der Existenzphilosophie unserer Tage entworfen und gepredigt wird, ist der Mord an Gott vorausgegangen. Der Mensch der Existenzphilosophie ist ein Mensch ohne und fern von Gott, der Mensch „auf der Flucht vor Gott“. Max Picard hat in seinem Buch „Die Flucht vor Gott“ das Gesicht des modernen Menschen gezeigt. Es ist wie eine Entlarvung des existenzphilosophischen Menschenbildes, obwohl Picard über diese Dinge nichts sagt. Es sind die Sätze der zeitgenössischen Existenzphilosophie, die Picard in seine Sprache übersetzt, indem er ihr die Glorie des Heroischen nimmt und die Armut der Gottverlassenheit enthüllt.

Ist das Wertvolle dieser heroischen Ethik der Freiheit, der Entschlossenheit und Persönlichkeit nicht ohne diesen Atheismus für die Menschenformung zu retten? Und nicht ohne den Schatten, der in der Folge der Austilgung Gottes auf das Menschenbild der Existenzphilosophie fällt? Denn das Menschenbild der Existenzphilosophie ist von einem düsteren Pessimismus durchwaltet, der nicht aus einer unbefangenen Erfassung des Daseins herrührt. Die vorgenommenen Tatsachen dieser Metaphysik des Menschen sind immer schon unter dem bestimmenden Einfluß eines vorwegnehmenden Pessimismus ausgewählt, die Deutungen vorgedeutet worden. Ein existentieller Pessimismus wird an das Geschäft des Philosophierens herangetragen. Eine durchgehende Vorliebe für das Nicht und das Nein, für das Brüchigwerden und Scheitern durchwaltet diese Philosophie, so daß man mit Recht sagen konnte, sie sei eine vorzügliche Philosophie der kranken Existenz. Freilich ringt sich aus diesem Pessimismus jene heroische Entschlossenheit des „Dennoch!“ los. Aber ist das nicht ein verkraupfter Heroismus, eine verzweifelte Entschlossenheit? Ob das Dasein sich derart auf die Dauer selber noch aushält? Eine eigentümliche Ergriffenheit zittert durch das Kapitel der Jaspersschen

stenz, in: Zeitschr. für Theologie und Kirche 10 (1929) S. 55 f.

² Gegenwart 590 Anm.